

Krankenhaus 4.0

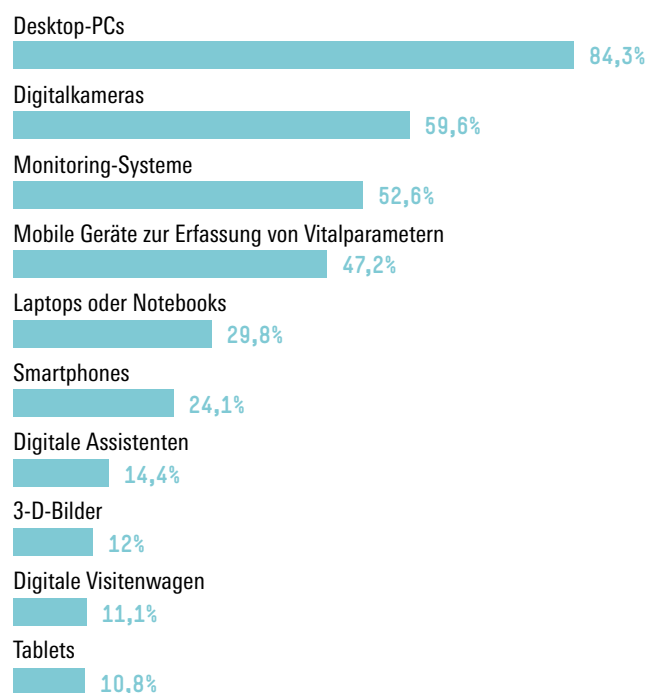
Die Digitalisierung hat das Gesundheitswesen erfasst. Aus Sicht der Beschäftigten ist das eine zweiseitige Entwicklung.

Der digitale Fortschritt hat die Welt merklich verändert. Auch das Gesundheitswesen ist betroffen: Digitale Technologien haben auf breiter Front in den deutschen Krankenhäusern Einzug gehalten, stellen Forscher um Michaela Evans, Josef Hilbert, und Christoph Bräutigam vom Institut Arbeit und Technik (IAT) fest. Die Gesundheits- und Sozialwissenschaftler haben untersucht, welche Auswirkungen diese Entwicklung aus Sicht der Beschäftigten hat. Ihrer Studie zufolge, die von der Hans-Böckler-Stiftung gefördert wurde, sorgen sich Pfleger und Ärzte zwar nicht um die Sicherheit ihrer Jobs. Was das Aufgabenspektrum und die Arbeitsbelastung angeht, nehmen sie aber durchaus Veränderungen wahr: Die Digitalisierung hat die Arbeit einerseits erleichtert, andererseits aber auch zu mehr Druck geführt. Ein besonderes Problem: Vielfach werden die neuen Techniken eingeführt, ohne die Beschäftigten zu beteiligen.

Die Wissenschaftler haben zwischen Juni und Oktober 2016 eine Online-Befragung durchgeführt, an der 648 Klinikbeschäftigte teilgenommen haben. Von den Befragten arbeiten 79 Prozent in der Pflege, 6 Prozent sind Ärzte. Die übrigen Teilnehmer sind in Assistenzberufen, im therapeutischen Bereich oder in Verwaltung und Technik tätig. Zusätzlich zur Online-Befragung wurden Interviews mit den Managern zweier Krankenhäuser geführt.

Smartphone statt Stethoskop

Klinikbeschäftigte nutzen regelmäßig ...



Quelle: IAT 2017 Grafik zum Download: bit.do/impuls1012
Daten: bit.do/impuls1013

Hans Böckler
Stiftung

Der Auswertung zufolge stehen die Arbeitnehmer im Gesundheitswesen technischen Neuerungen aufgeschlossen gegenüber: Fast 90 Prozent der Befragten sind daran interessiert, die Mehrheit traut sich den Umgang mit den technischen Neuerungen zu. Nur 5 Prozent fühlen sich überfordert. Dass insbesondere Pflegekräfte neue Technologien grundsätzlich ablehnen, sei zwar ein verbreitetes Stereotyp, decke sich aber nicht mit den Ergebnissen der Befragung, so die IAT-Forscher.

Angesichts des Ausmaßes der Digitalisierung wäre eine solche Einstellung auch schwer durchzuhalten: Jeweils über 70 Prozent der Studienteilnehmer nutzen regelmäßig digitale Technik in den Bereichen Kommunikation, Logistik, Management und Personal, Patientenversorgung, Information und Qualifizierung. Zu den Einzelaufgaben, die in diesem Zusammenhang am häufigsten genannt werden, gehören die Recherche von Fachinformationen, Materialanforderungen, Diagnosen und die Verwaltung von Patientendaten. 84 Prozent der Befragten nutzen Computer, 60 Prozent Digitalkameras und 53 Prozent Monitoring-Systeme, mit denen sich beispielsweise die Vitalwerte von Patienten überwachen lassen. Ein Viertel verwendet im Dienst Smartphones, ein Zehntel Tablets.

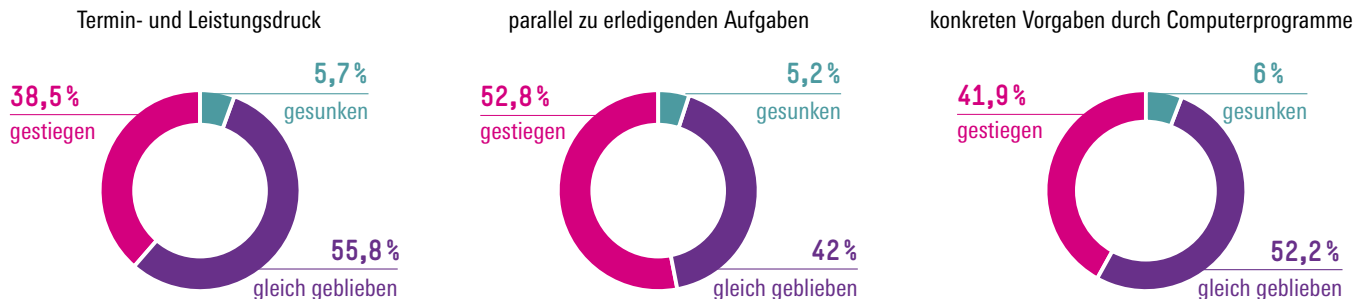
Die Einschätzungen zu den Auswirkungen auf die Beschäftigung im Gesundheitswesen fallen uneinheitlich aus: Ein Fünftel berichtet, dass Arbeitsplätze weggefallen sind, knapp ein Viertel geht davon aus, dass zusätzliche Stellen entstanden sind. Während die Mitarbeiter von privaten Krankenhäusern zu 28 Prozent Jobverluste diagnostizieren, sind es bei den freigemeinnützigen Trägern 13 Prozent, bei den öffentlichen 19 Prozent. Generell befürchten mit 2 Prozent nur die wenigsten, selbst überflüssig zu werden. Die Auswirkungen, so die Autoren, scheinen „eher qualitativer als quantitativer Natur“ zu sein: Drei Viertel der Befragten bestätigen, dass das Aufgabenspektrum der bestehenden Arbeitsplätze größer geworden ist.

Dabei sind die konkreten Veränderungen im Bereich Kommunikation und Zusammenarbeit der Studie zufolge „auffallend begrenzt“. Informationen über Patienten werden beispielsweise nach wie vor zu 55 Prozent mündlich ausgetauscht, Dokumentationen erfolgen zu 58 Prozent in Papierform. Deutlich verbessert hat sich infolge der Digitalisierung vor allem die Zusammenarbeit mit anderen Krankenhausabteilungen.

Was die Arbeitsbelastung angeht, sind die Befunde ambivalent. Einerseits finden 61 Prozent der Beschäftigten, dass digitale Technologien die eigene Arbeit erleichtern. Jeweils 40 bis 50 Prozent berichten von Zeitersparnis, mehr Effektivität und qualitativen Verbesserungen bei der Patientenversorgung. Andererseits scheint es zu einer deutlichen Arbeitsverdichtung gekommen zu sein: Ein Drittel der Befragten beklagt mehr Hetze und Leistungsdruck, die Mehr-

Digitale Schattenseiten

Laut Klinikbeschäftigten ist durch die Digitalisierung die Häufigkeit von ...



Quelle: IAT 2017 Grafik zum Download: bit.do/impuls1014

Hans Böckler
Stiftung

heit muss öfter mehrere Aufgaben parallel erledigen. Je ein Viertel fühlt sich bei der Arbeit häufiger gestört und am Arbeitsplatz stärker kontrolliert.

Gleichzeitig betrachten die Klinikmitarbeiter die Digitalisierung als Chance, das Berufsbild zu verbessern: Drei Viertel von ihnen sind ganz oder teilweise davon überzeugt, dass digitale Technik zur Aufwertung ihrer Arbeit beiträgt.

Wesentlich kritischer sind die Ansichten in puncto Partizipation: Weniger als 30 Prozent der befragten Arbeitnehmer fühlen sich rechtzeitig und umfassend informiert, wenn

es um digitale Neuerungen geht. Immerhin 40 Prozent betrachten sich als ausreichend qualifiziert. Nur 15 Prozent wurden bei der Entwicklung technischer Lösungen umfassend beteiligt, 12 Prozent bei der Auswahl der Produkte, weniger als ein Viertel bei der Bewertung. Das Interesse des Managements an echter Beteiligung schein eher gering ausgeprägt zu sein, urteilen die Forscher. <

Quelle: Christoph Bräutigam, Peter Enste, Michaela Evans, Josef Hilbert, Sebastian Merkel, Fikret Öz: Arbeitsreport Digitalisierung im Krankenhaus: Mehr Technik – bessere Arbeit? Study der Hans-Böckler-Stiftung Nr. 364, Dezember 2017 Download: bit.do/impuls1015

VERTEILUNG

Ungleichheit macht gewaltbereit

Statusunterschiede senken die Hemmung, anderen Menschen Schmerz zuzufügen. Das zeigt ein ökonomisches Experiment.

Dass soziale Ungleichheit eine enthemmende Wirkung hat, geht aus einer Studie von Armin Falk hervor. Der Ökonom von der Universität Bonn hat experimentell einen Zusammenhang zwischen Statusunterschieden und Gewalttätigkeit nachgewiesen.

Vor dem Experiment wurde die sexuelle Attraktivität der Teilnehmer anhand von Fotos bewertet. Eine weiblich besetzte Jury musste Aufnahmen der männlichen Probanden paarweise vergleichen und jeweils entscheiden, welcher der beiden Männer attraktiver ist. Für die Bewertung der Frauen war ein Männerkomitee zuständig. Die so ermittelten Differenzen in der Anziehungskraft sind laut Falk als „relative Statusunterschiede“ zu betrachten.

Für das Experiment wurden 172 Studierende in aktive und passive Teilnehmer aufgeteilt und jedem aktiven ein passiver Teilnehmer desselben Geschlechts zugeordnet. Wie die Juroren den Mitspieler eingestuft hatten, wurde den Betroffenen mitgeteilt. Anschließend mussten die aktiven Probanden eine Entscheidung treffen: Sie konnten sieben Euro kassieren und dafür in Kauf nehmen, dass der passive Teilnehmer über Elektroden am Unterarm einen gesundheitlich ungefährlichen, aber schmerzhaften Stromschlag erhält – oder das Geld ablehnen und so dem Mitspieler Schmerzen ersparen.

Die Ergebnisse zeigen einen „bemerkenswerten“ Effekt, so der Wissenschaftler. Wenn die beiden Mitspieler als sexuell genauso anziehend bewertet worden waren, also den gleichen Status hatten, entschieden sich knapp 30 Prozent der aktiven Probanden dafür, das Geld anzunehmen und damit Elektroschocks auszulösen. Wenn es dagegen Statusunterschiede zwischen den Mitspielern gab, stieg der Anteil auf fast drei Viertel – und zwar unabhängig davon, ob der passive Teilnehmer begehrenswerter oder weniger begehrenswerter war.

Der Forscher erklärt das damit, dass Statusdifferenzen zu einer „moralischen Abkopplung“ führen. Offenbar fällt es schwerer, sich mit Menschen, die einen anderen Status haben, zu identifizieren und Anteil an ihrem Wohlergehen zu nehmen. Stattdessen kämen Gefühle wie Neid oder Verachtung zum Tragen. Die Folge: Es gebe weniger moralische Skrupel, diesen Personen Gewalt anzutun. Falk geht davon aus, dass die Ergebnisse seines Experiments auf andere Arten von Statusunterschieden übertragbar sind. Soziale Ungleichheit dürfte demnach generell schädlich für den gesellschaftlichen Frieden sein. <

Quelle: Armin Falk: Status Inequality, Moral Disengagement and Violence, DIW Discussion Paper 1676, Juli 2017 Download: bit.do/impuls1016